

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 1

Artikel: Christine Berthold
Autor: Nuss, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXI. Jahrgang.

Zürich, 1. Oktober 1927.

Heft 1.

Im Herbst.

Auf fahlem Rasen äßt im Grund die Herde
Vergnüglich still; es schwillt die Heimaterde
Im Herbstesduft, der sacht darüber ruht.
— Frau Sonne mildert langsam ihre Glut!

Der rauhe Reif kam schon ins Land gegangen,
Der Bäume Kronen gleißen goldbehangen;
Der Vögel Abschiedsang klingt matt und müd,
— Mahnt nicht des Baches Weise an ein Schlummerlied?

Die Rosenknospen durften nicht erwachen,
Die noch in letzter Glut zu glühn versprochen;
Ein blasses Mädchenkleid schmückt jetzt den Wegesrand;
Die Herbstzeitjungfer ist die Königin im Land!

O stille Tage, die so einsam gleiten
Und sacht des Sommers Scheiden vorbereiten:
Voll Andacht lauscht euch meines Herzens Schlag,
Spürt heil'gen Odem, wie an einem Feiertag!

Paul Müller.

Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Das junge Menschenkind hielt seinen Einzug in die Welt still und stumm. Es schien, als ahne das kleine Wesen, daß sein Dasein von niemandem beglückt oder freudig, eher fast als

unberechtigt von seiner Umgebung empfunden wurde.

Eine verdrossen hantierende Wärterin badete das Neugeborene und zog ihm die Windeln auf den kleinen roten Körper. Doch alles

dies geschah ohne jede Liebe und Sorgfalt, die sonst in der Wochenstube vor den Augen der Mutter entfaltet wird. Keine freundliche Regung zeigte sich auf den Gesichtern der Umstehenden.

Die Mutter selbst lag erschöpft und gleichgültig auf dem einfachen Lager und ließ wortlos alles mit sich und ihrem Kinde geschehen. — Es hatte ja doch alles so gar keinen Zweck mehr. Wozu machte man denn überhaupt noch diese ganzen Umstände mit ihr? — Sie lag doch hier in der Krankenabteilung des Gefängnisses und sollte nur noch einmal gesund gepflegt werden, um im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte dem Henker zu verfallen. „Wozu mußte dieses Kind vorher zur Welt kommen? Wozu — wozu?“ fragte sich die elendeste, ärmste aller Mütter. „Es wird im Leben nie einen Freudenstimmer kennen lernen. Seine Herkunft wie sein Geburtsort werden des Kindes ganzes ferneres Leben wie eine nachschleppende Bleifugel beschweren. — Also wofür mußte sie ihm noch dieses traurige Leben schenken?“ — —

Sophie Berthold schloß die Augen, und ihre trüben Betrachtungen verloren sich in einem tiefen erbarmenden Schlaf.

Als sie gegen Abend aufwachte und doch nach dem Kinde verlangte, wurde ihr mitgeteilt, daß es schon längst abgeholt und dem Waisenhaus übergeben worden sei. Einen Augenblick schien es, als ob sich etwas in dieser Frau dagegen aufbäumte, — doch sie sank mit einem Seufzer, ebenso dumpfergeben wie vorher, in die Kissen zurück.

Die junge Schwester Marianne war soeben mit ihrem kleinen Schützling im Waisenhaus angelangt. Sie hatte noch im Bureau des Gefängnisses die Papiere des Kindes und ein paar armselige Wäschestücke ausgehändigt bekommen. Es war so wenig, daß ein großes Taschentuch den ganzen Besitz der Kleinen als winziges Bündel umschloß.

Pfarrer Heim, der Leiter des Waisenhauses, prüfte sinnend des Kindes Papiere. Es war doch ein gar seltsamer Fall mit diesem neuen Schutzbefohlenen.

Schwester Marianne, die jüngste der Anstaltsschwestern, war von ihren Gefährtinnen schon mit großer Spannung erwartet worden. Als sie eben in dem Saale der Kleinsten angelangt war, kam auch schon die neugierige

Schwester Berta, dieser fast auf dem Fuße folgte die kleine, fromme Schwester Emilie, und so kamen sie von allen Seiten — nur auf einen Sprung — hereingehuscht, um das blaue Wunder des Waisenhauses zu sehen.

„Ach!“ seufzte Schwester Berta, „wenn man bedenkt, was man doch alles für Menschenkinder hier zusammenbekommt — gute und böse!“

„Wie können Sie denn da schon von gut und böse reden?“ Schwester Marianne rief es fast entrüstet.

„Herrjeh, unser Rücken — was es schon für zornige Augen macht!“ lachte spöttisch Schwester Paula. „Da haben Sie heute doch sicher einen Engel den Klauen des Teufels entrisen! — Sie wissen doch — — der Apfel — —!“

„Sie werden doch nicht behaupten wollen: weil seine Mutter eine Verbrecherin ist, daß dies bedauernswerte Menschenkind nun unbedingt auf diesen Pfaden einmal wandeln müsse?“ fragte Schwester Marianne gereizten Tones.

Da mischte sich die Stimme der bedächtigen Schwester Anna in das Gespräch: „Sie stecken noch voller Ideale, liebes Kind. Glauben Sie mir, ich bin so viele Jahre schon in diesem Hause. Wie viele sah ich hier kommen und gehen! Wie oft mußte ich es schon erleben, daß ein Kind hier unter der strengen Aufsicht sich tadellos führte, — sowie es aber entlassen und in der Freiheit draußen bei Fremden war, in ganz kurzer Zeit durch und durch verdarb.“

„Ja, ja,“ meinte mit hochgezogenen Augenbrauen Schwester Berta, „ich glaube auch, das steckt schon in solch einem Kinde drin. Ich bitte Sie — solch verbrecherische Veranlagung liegt doch nicht in jedem Menschen. Das ist einfach Vererbung. Die Mutter soll ja doch auch aus sehr üblen Kreisen stammen. Der Vater der Sophie Berthold soll bereits im Zuchthaus gesessen haben. Was Wunder, wenn die Tochter dann schließlich den eigenen Mann umbringt, weil er ihr eben im Wege ist.“

„Na, die Nachwelt hat an dem Trunkenbold schließlich auch nichts verloren, und die Kleine hier wohl überhaupt nichts,“ schloß vielsagend Schwester Paula. Ihr Blick ging kalt und mitleidlos über das Kind hinweg — sie hätte ebensogut von einer neugeborenen Rake reden können.

Schwester Emilie war bisher stumm geblieben. Nun erhob sie ihr blasses Gesicht fromm und überzeugt zu den andern: „Wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, daß dieses Kind errettet wird, so hätte er es auch nicht gleich am ersten Tage der schuldbeladenen Mutter weggenommen und in bessere Hände gelegt. Ich glaube sicher, daß das Kind in einer Umgebung, die Gott als den Höchsten ehrt und preist, reinen Herzens aufwachsen und bleiben wird, wenn es Gottes Wille so ist.“ —

Und damit schloß die Debatte über das Kind der unseligen Sophie Berthold.

Dieses lag in seinem blütenweißen Bettchen und schlief, während die Schwestern eine nach der andern wieder den Saal verließen.

Schwester Marianne versorgte noch ihre kleinen, meist nur wenige Monate alten Schützlinge und begab sich bald darauf zur Ruhe.

Ein Gemisch von Mitleid und Grauen überkam sie, als die Ereignisse des Tages noch einmal an ihrem Geist vorüberzogen: die bleiche, schwarze Frau mit den eingefallenen, scharfen Zügen, die schon wie eine Tote dalag, wollte ihr nicht aus dem Gedächtnis schwinden. In vielleicht vierzehn Tagen sollte sie schon hingerichtet werden. Vorher würde dies Gesicht noch einmal leben, vielleicht in Angst und Entsetzen sich verzerren — vielleicht würde der blasser Mund sich öffnen und um Erbarmen schreien — mit Tönen, wie sie schauriger und gellender kein Ohr je vernommen hatte. — Vielleicht würde . . . „ach, Unsinn, Unsinn — was geht mich denn diese schreckliche Frau an!“ ermahnnte sich da schnell das junge Mädchen selbst, „ich habe hier ihr Kind, wohl ihre einzige Hinterlassenschaft im Leben, und es wäre wahrhaftig besser, meine Gedanken diesem armen Wesen zuzuwenden, als meine Phantasie mit dieser verbrecherischen Frau zu beschäftigen.“ Und sie tat das Klügste, was sie in diesem Fall und zu dieser Stunde tun konnte — sie schloß die müden Augen und war bald darauf fest eingeschlafen.

Am andern Morgen wurde die Taufe an Sophie Bertholds Tochter vollzogen. Sie erhielt den Namen Christine.

Von ihrer Mutter war nicht mehr viel zu berichten. Sie genas in kurzer Zeit. Als sie das erste Mal aufstand, las man ihr ein Schreiben vor, darin stand, daß die Sophie Berthold, die des Giftmordes an ihrem Chemann für

schuldig befunden und deshalb auch zum Tode verurteilt worden war, von dem greisen Landesherrn begnadigt und ihre Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt worden sei.

Die so der Menschheit erhaltene Sophie Berthold wurde hierauf nach dem zuständigen Zuchthaus überführt, dessen Pforten sich bald hinter ihr für den Rest ihres Lebens schlossen.

2. Kapitel.

Das Leben im Waisenhaus war eine vorzügliche Lebensschule für die Kinder. Sie lernten schon frühzeitig sich an Disziplin zu gewöhnen und wußten, daß sie sich ihre Freuden nur mit der Erfüllung ihrer Pflichten erkaufen konnten. Sie wuchsen auf ohne jene auf den einzelnen konzentrierte Liebe, die das Leben eines Kindes so viel wärmer, kindlicher gestaltet, nicht selten aber auch seine Gefühle verweichlicht und schädigt. Hier erhielten die Kinder der Abhärtung für Geist und Körper. Und da die meisten von ihnen ja einen ungewissen, steinigen Weg im Leben vor sich hatten, so fanden sie in dieser Umgebung ihre beste Vorbereitung. — Alles hatte hier System. Jegliche Pflicht, jegliche Freude und Liebe waren gerecht und weise unter die Zöglinge verteilt. Sie wurden nicht mit Gefühlen sentimentaler Mütter belastet, nicht von dem Ehrgeiz unvernünftiger Väter gedrängt. Ein jeder stand auf sich angewiesen schon vom ersten Tage seines Hierseins an. Und so konnte keine überhebende Meinung über den eigenen Wert aufkommen, da nur tatsächliche Leistungen galten.

Die Grundlage dieser Erziehung war bestimmend für das ganze fernere Leben, wie es sich auch gestalten sollte. Möchte sie das Schicksal auf die Höhen oder in die Tiefen der Menschheit gedrängt haben — die meisten verfolgten ihre erhabene Arbeit oder ihre anspruchsvolle Tätigkeit — und schließlich selbst unlautere Ziele mit einer gewissen zähen Energie und einer zielbewußten Disziplin.

In dieser Umgebung nun wuchs die Tochter jener schuldbeladenen Frau zu einem stillen, ernstesten Kinde heran, das nun im ersten Jahre die Schule besuchte. Daß die kleine Christine Berthold diesen Schulbesuch sehr ernst und wichtig nahm, wäre gewiß für niemanden in der Anstalt eine auffallende oder gar ärgerliche Erscheinung gewesen. Daß aber das Kind stets etwas abgesondert von den übrigen kleinen



Mois Erdtelt: Verweigerter Ruß.

Mädelchen nach dem langen grauen Schulgebäude trippelte und augenscheinlich so gar kein Verlangen nach der Gesellschaft ihrer Mitschülerinnen bezeugte, — das war Schwester Paula schon längst aufgefallen. Argwöhnisch hatte sie die Entwicklung dieses Kindes sozusagen vom ersten Tage seines Lebens an beobachtet. „Blut ist dicker als Wasser,“ pflegte sie stets zu sagen, wenn zufällig im Schwesternzimmer die kleine Christine erwähnt oder gar gelobt wurde. Sie erwartete von dem Kinde einer Giftmischerin einfach nichts Gutes. Und als sie heute Christine auf dem kurzen Schulweg wieder so allein durch den Garten kommen sah, trat sie rasch auf das Kind zu und hatte dabei gar nicht gewahrt, daß die Kleine ihr linkes Händchen in das zottige Fell des Hofhundes vergraben hatte und dieser ihr, wie so oft schon, als ein treuer Begleiter bis zur Schultüre folgte.

„Warum läufst du denn immer so allein, Christine, und gehst nicht mit den andern? Und den Hund sollst du auch nicht immer so

quälen, sonst heißt er dich noch einmal,“ tadelte mit spröden Tönen Schwester Paula. Groß und hager stand sie da und blickte kalt auf das erschrockene Kind.

Der Hund sah blinzelnd auf die Kleine, die regungslos neben ihm stand. Er rieb sich mit der Schnauze an ihrem Ärmchen, und ein ruckweiser Seufzer war die einzige Erwiderung seiner kleinen Freundin. Dann ging sie ganz langsam mit angehaltenem Atem hinter der harten Frau her und gesellte sich schüchtern zu den übrigen Kindern. — — —

Das langgestreckte, niedrige Schulgebäude des Waisenhauses lag in tiefer Ruhe. Nur hin und wieder drang die etwas hastig wiederholte Frage eines ungeduldigen Lehrers durch das weitgeöffnete Fenster in die Stille des sonnen durchfluteten Gartens. Und jetzt klang es auch aus dem Klassenzimmer der Kleinsten, in dem soeben die schwierige Kunst des Schreibens geübt wurde, im rührenden Chor: „Rauf, runter, rauf, runter . . .“

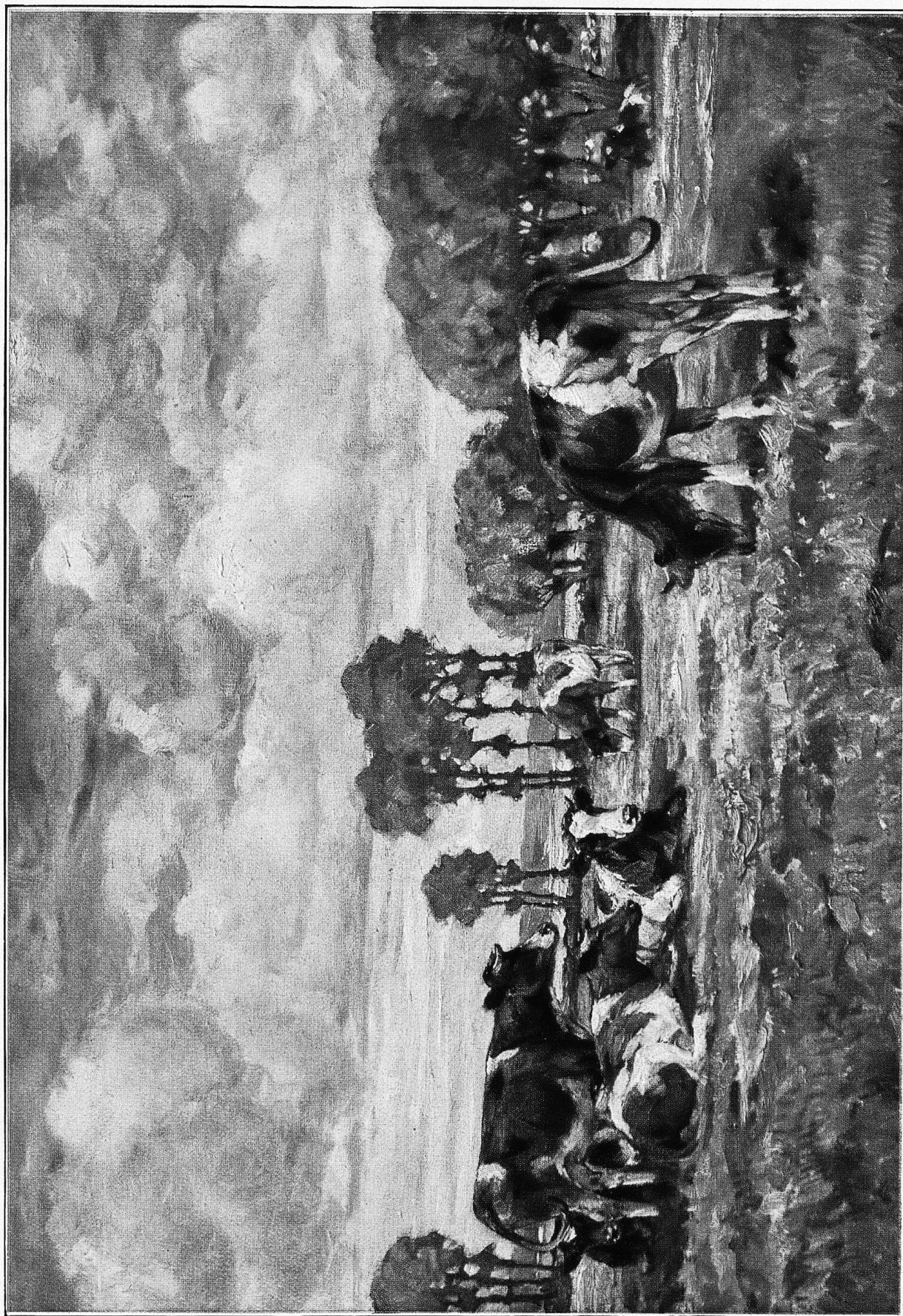
An der Tafel stand Schwester Emilie und schrieb mit deutlichen Strichen ein „m“ vor, das die Kinder in ihre Hefte nachmalten. Wenn sie eine Zeile vollgeschrieben hatten, machte Schwester Emilie die Runde und besah sich die Leistungen.

„Sieh mal an, wie gut das jetzt geht, Gerda,“ ermunterte sie gleich die zaghafte Kleine, um die nächste freundlich zu verbessern: „Du mußt immer nur den Aufstrich fein machen und nicht das ganze ‚m‘. Und zu Lenchen sagte sie lobend: „So hast du’s hübsch gemacht,“ worüber das Kind rote Wäckchen bekam.

Und so ging die Schwester lobend und tadelnd die Reihen durch, bis sie vor einem kleinen, zarten Mädelchen mit blonden, flattrigen Ringelhärchen ganz verdukt stehen blieb:

„Aber, Susi, du schreibst ja wie mit einem Streichholz. Und das ist doch kein ‚m‘, das kann ja kein Mensch für einen Buchstaben erkennen. Sieh doch, wie schön Christine ihre Zeile geschrieben hat. Versuche doch auch einmal so fleißig und aufmerksam zu sein, wie sie es ist. Und deine Hände und dein Gesicht sind ja voller Tinte. — Christine wird nachher mit dir zum Brunnen gehen, daß du dich wäschst.“

Als Schwester Emilie ihr weitererschreitend den Rücken gewendet hatte, hob Susi blitzartig die Augen und sah wütend auf Christine, die



Wiedweide. Gemälde von Willy Tiedjen.

in brennender Verlegenheit diesem Blick fast schüchtern begegnete.

Dann klingelte es, und die Stunde war zu Ende.

Christine ging mit Susi zum Brunnen. Stumm stiegen sie die Treppe hinab; Susi absichtlich langsam, mit den Fingern Figuren auf die Wand malend, die zum Glück unsichtbar blieben. Dabei schielte sie immer von der Seite nach Christine, ob diese nicht zur Eile mahnte. Und wirklich öffnete diese jetzt auch die Lippen und bat leise: „Komm, Susi, wir müssen doch zum Rechnen wieder oben sein, sonst schilt uns Fräulein Albrecht.“

„Pah, ich werde sowieso wieder gescholten, weil ich bloß drei Aufgaben gemacht habe. Dich lobt sie ja doch nachher wieder.“

Erschreckt, aber in ganz bestimmtem Tone, sagte Christine nun: „Dann mach' schnell, daß du die andern drei noch bei mir abschreiben kannst. Die Pause ist ja noch nicht zu Ende, und ich helfe dir dabei!“

Jetzt hatte es Susi plötzlich sehr eilig und wurde wieder freundlich und zutraulich. Sie rieb geschäftig die kleinen Hände, während Christine den Pumpenschwengel niederdrückte, um Susi das Wasser dienstbar zu machen.

„Nicht soviel“ schrieb die Kleine und schob Christine zur Seite. Der Schwengel entglitt deren Händen, schnellte mit einem Ruck in die Höhe und traf dabei mit ziemlicher Wucht Susis Näschchen, demnach sogleich ein heller Blutstrahl entquoll.

Laut schreiend ließ Susi die vor Schreck ganz erstarrte Christine stehen und rannte zur Hausmutter, die entsetzt von ihrer Arbeit aufsprang, als sie das weinende, blutüberströmte Kind vor sich sah.

„Um Gotteswillen, was ist denn passiert?“

Unter lautem Heulen brachte Susi die Worte hervor: „Christine — hat mich am Brunnen — gestoßen.“

Schwester Paula war, durch das Jammergeschrei erschreckt, herbeigeeilt und hatte noch eben Susis letzte Worte gehört. Mit einem Blick glaubte sie die ganze Begebenheit zu übersehen und zu erkennen. In höchster Erregung, die Worte fast überstürzend, stieß sie heraus: „Hab' ich's nicht immer gesagt — Art läßt nicht von Art? Da haben Sie's nun. Jetzt fängt es schon an, und es wird so enden, wie ich ja stets prophezeihe, daß die Christine ein-



Hermann Kaulbach: Ein neues Bilderbuch.

mal genau wie ihre Mutter als Verbrecherin im Zuchthaus . . .“

Ein zorniger Laut hinderte sie am Weiterprechen.

Schwester Marianne war auch infolge des Schreiens bestürzt herbeigeeilt und stand nun mit sprühenden Augen vor der aufgebrachten Sprecherin: „Mäßigen Sie sich doch etwas, Schwester Paula, und behalten Sie Ihre empörenden Äußerungen doch mehr für sich!“ Und flüsternd, aufgeregt auf Susi deutend, raunte sie ihr zu: „Soll das Kind hier denn auch diesen Unsinn hören?“

„Ach, das arme Ding ist ja halb ohnmächtig,“ meinte Schwester Paula nun doch etwas kleinlaut.

Sie wandten sich nach Susi um, die plötzlich still geworden war und sich mit geschlossenen Augen die sofortige Behandlung der Hausmutter gefallen ließ. Sie schienen zum Glück nichts von den unbedachten Worten verstanden zu haben.

Und so begaben sich beide Schwestern wieder hinaus an ihre Arbeit, beide erfüllt von dem Gedanken für und gegen Christine Berthold, das Kind der Zuchthäuslerin.

3. Kapitel.

Ein langgezogener, schriller Glockenton hallte über den Hof und drang durch die hell erleuchteten Scheiben des Spielsaales zu den Ohren der da drinnen so eifrig Beschäftigten.

Heute war der Spielsaal anderen Zwecken dienlich. Heute umhüllte ihn ein Geheimnis, das die Außenstehenden mit einer ans Fieberhafte grenzenden Neugierde, die Wissenden aber, die drinnen wie die Heizelmännchen um Schwester Marianne helfend herumsprangen, mit Stolz und freudiger Genugtuung erfüllte.

Und noch einmal tönte die Glocke. — Es begehrte einer da draußen Einlaß, die Mägde aber hatten es wohl überhört.

Jetzt knirschte unter den Holzschuhen der Magd der dichtverschneite, schmale Weg zum Tor. Wenige Augenblicke später trippelten zagende, ängstliche Füßchen und daneben ein schwerer Schritt an der Seite der Magd wieder den Weg entlang zum Hause.

An den Fenstern des Spielsaales preßten sich die Näschen platt. Schwester Marianne blickte über sie hinweg erstaunt auf die vier Gestalten da draußen. Der schmale Lichtstreifen beleuchtete die mit weißverschneiten Kapuzen verhüllten Gesichter.

„Das ist der Weihnachtsmann,“ flüsterte ein Stimmchen im Saal.

„Nein, das ist das Christkind mit drei Engeln,“ verbesserte ein anderes.

„Ihr seid dumm,“ lachte da die nun achtjährige Christine, daß ihre zwei braunen Böpfe nur so flogen. „Das ist eine fremde Frau mit drei Kindern, die sie uns bringt, damit sie auch einen Weihnachtsbaum haben. Nicht wahr, Schwester Marianne?“

„Ja, mein Kind, so mag es wohl sein.“

Draußen verschwanden die Ankömmlinge in der Halle, und drinnen arbeiteten die kleinen Hände unter Schwester Mariannens Leitung weiter und häuften Gold und Silber, Pracht und Herrlichkeit auf die hohen, schlanken Tannen, die ihres Steges gewiß den glitzernden Schmuck sich anlegen ließen.

Es steckte ein verhaltener Jubel in den Kin-

dern, die den Vorzug hatten, als die tüchtigsten der Zöglinge hier mithelfen zu dürfen.

All der strenge Ernst des Hauses schien von ihnen gewichen, denn auch hier feierte man, wie in allen deutschen Landen, morgen Weihnachten, das Fest der Kinder. Morgen war der so sehnsüchtig erwartete heilige Abend!

Vor der Türe polterte es, und die Schwester sagte: „Ah, jetzt kommen die Kisten, geh', Klara, schließe die Türe auf.“

Sei, wie da die Köpfe nach der Türe flogen.

„Die Kisten! Und richtig wieder aus Hamburg —“ flüsterte die zwölfjährige Klara Fächer ihrer Nachbarin zu. „Wer uns nur jedes Jahr soviel schöne Sachen aus Hamburg schickt?“

„Wo ist denn Hamburg?“ fragte Christine. „Muß man da viel laufen, bis man hinkommt?“

„Oh, Hamburg liegt in Paris und ist eine furchtbar große Stadt,“ erklärte eine kleine Vielwissende.

„Was redest du da für Unsinn, Lieschen?“ Und Schwester Marianne erzählte nun von der Leiter herab der hochaufhorchenden Christine von Hamburg und seinem großen Hafen mit den Riesenschiffen, die viel größer waren als das Waisenhaus. Sie sprach davon, wie die Menschen darauf weit übers Meer fahren in heiße, ferne Länder, wo es nie Winter und nie kalt ist, wo ganz schwarze Menschen wohnen, die buntfarbige Gewänder tragen wie die Papageien, die in ihren Wäldern laut freischend die Bäume zu vielen Hunderten umflattern. Daß dann diese Menschen wieder ihre Waren gegen deutsche eintauschen und den stolzen Schiffen Reis und Kaffee, Palmöl und Gummi, seltene Früchte und köstliche Gewürze nach Europa mitgeben...

Christine vergaß die Welt um sich her. Wie ein Märchen klang ihr diese Schilderung, und wie eine Märchenkönigin erschien ihr die junge, blonde Schwester da oben, von gleißendem Gold und Silber umgeben, die ihr all das Schöne, Herrliche verkündete, die sie in eine Welt schauen ließ, die über alle Begriffe schön und wunderbar sein mußte.

Mit zitternden Händchen reichte sie ihr die Äpfel und sah vor sich im Geiste das Bild der Weisen aus dem Morgenland, die auch das alles zu dem Jesuskindlein brachten, wovon Schwester Marianne gesprochen hatte,

und die gewiß auch mit einem Schiff aus Hamburg gekommen waren. Und fortan mußte sie wohl immer an Hamburg denken, wenn sie oben im Betſaal den Mohren auf dem Bilde anſah, und die heiligen drei Könige, wie ſie mit ihren reichen Schätzen vor dem Gottessohn knieten.

* * *

Drei fremde, kleine Mädchen waren am Abend mit bei Tiſch. Sie waren eben aufgenommen worden, und die eine ſaß zwischen Suſi und Chriſtine beim Eſſen. Sie war ſchüchtern und ſagte, daß ſie Anni Zeller hieße.

„War das deine Mutter, die mit euch kam?“ forſchte Chriſtine.

„Nein, unfere Nachbarin. Unſere Mama iſt viel feiner,“ lautete die ſtolze Antwort des blaffen und äußerlich gänzlich verwahrloſten Kindes. Sie ſenkte jedoch vor Chriſtinens verwundert über ſie hinſtreichenden Augen etwas verlegen den Blick.

„Seid ihr morgen zum heiligen Abend auch hier?“ fragte nun Suſi.

Anni nickte. „Unſere Mama iſt krank. Da müſſen wir doch ſo lange hier bleiben.“

„Weiße aber denn der Weihnachtsmann, daß ihr gekommen ſeid, und daß er morgen abend auch für euch etwas bringt?“ meinte Suſi beſorgt.

Da erhellte ſich zum erſten Mal das Geſicht Annis, und ſie ließ ein unterdrücktes Richern hören: „ha — der Weihnachtsmann!“ höhniſch hatte das geklungen, und die Scheu war verſchwunden, hier fühlte ſich Anni der Situation gewachſen.

Nach dem Abendeſſen mußten die drei Neuan- gekommenen baden und bekamen dann wie die anderen die übliche Anſtaltſkleidung: dunkel- blaue Wollkleider mit ſchwarzen Schürzen.

Ganz verändert erſchie- nen ſie am folgenden Morgen beim Frühſtück.

Hertha, die zwölfjäh- rige, mit den reifen, wiſ- ſenden Augen ſah ſpöt-

tiſch ſich und ihre kleinen Schweſtern an. „Jetzt ſehen wir ja ſchon aus wie aus dem Zucht- haus!“

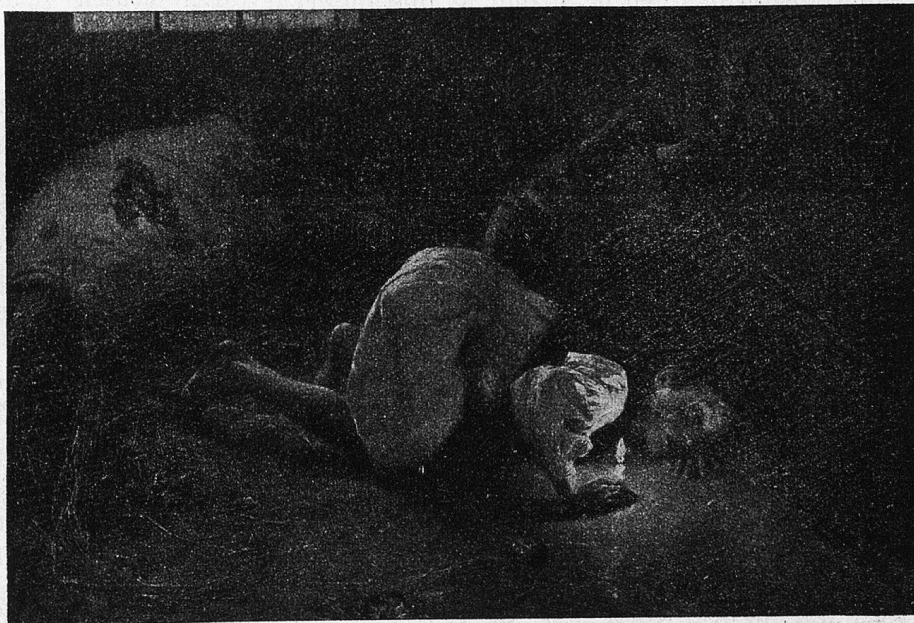
Suſi ſtand daneben. „Was iſt denn das — ein Zucht haus?“ fragte ſie leiſe.

„Das iſt ein Haus, in das nur Menſchen eingesperrt werden, die was ganz Böſes getan haben. Und dieſe Menſchen im Zucht haus ſind dann, um überall gleich erkannt zu werden, auch alle ganz egal gekleidet, wie wir jetzt hier,“ erklärte Hertha, frech um ſich blickend.

„Aber unfere Kleider ſind doch viel ſchöner als die, die ihr geſtern anhattet, und eine Strafe iſt es ganz gewiß nicht, daß wir hier ſind, ſondern ein großes Glück für uns,“ er- eiferte ſich jetzt die ſonſt ſo ruhige Klara Zi- ſcher. „Wir haben euch ja nicht gerufen und ihr müßt dem lieben Gott danken, daß ihr zu uns kommen durftet.“

Immer erzürnter war Klara geworden, als ſie Herthas unverſchämten Blick bemerkte. Sie nahm die gänzlich geiſtesabweſende Suſi an der Hand und ſagte: „Komm, Suſi, geh' dort- hin, wo deine Klaſſe ſich aufhält,“ und ſie ließ Hertha mit ihren Schweſtern fortan unbeachtet.

Suſi ſchielte von weitem nach Chriſtine, als bemerkte ſie etwas beſonderes an dieſer. Ganz blaß war ſie bei Hertha Zellers Erklärung ge- worden. Es war ſo wie ein großes Erlebnis geweſen, was ſie da hörte. Etwas, das Leib und Seele des reinen Kindes erſchauern ließ. — Jetzt wandte ſich Chriſtine nach ihr um und



Geza Peſke: Auf der Suche.

rief sie zu sich. Seit jenem Geschehnis am Brunnen war Christine immer doppelt aufmerksam gegen Susi. Als müßte sie eine Schuld abtragen gegen diese, die sie, ohne zu wollen, auf sich geladen hatte. Sie half Susi bei den Schularbeiten, die ihr selbst meist spielend leicht wurden. Sie nahm ihr kleine Pflichten ab, wenn sie sah, daß das zarte Kind nur mit großer Mühe das Geforderte leisten konnte, denn Christine war kräftig und ausdauernd. Und es war etwas wie Freundschaft zwischen den beiden Kindern entstanden.

Da kam auch schon Christine auf sie zu: „Ich soll Anni Zeller zum Spielen holen. Wo ist sie denn?“

Susi deutete mit einer scheuen Gebärde nach rückwärts.

Und dann saßen sie alle im Kreise beisammen, in dem Anni Zeller bald das große Wort führte. Sie erzählte hochtrabende Geschichten aus ihrem Elternhaus, und Christine witterte mit hellem Verstande die Lüge hinter diesen glanzvollen Schilderungen.

Das spitze, altfluge Gesicht Annis bekam einen gezielten unfindlichen Ausdruck, als sie anfang zu erzählen:

„Mein Papa ist schon gestorben, und meine Mama ist jetzt krank. Aber wenn sie wieder gesund ist, holt sie uns hier ab, und da werdet ihr sehen, wie schön sie ist. Sie hat nur seidene Kleider an und trägt so viele schöne Ringe. Wenn sie ausgeht, bringt sie uns immer Schokolade mit nach Hause. Und schlafen tut Mama in einem seidenen Bett, und in der Stube stehen goldene Möbel mit Marmor darauf und viele Spiegel. Das hat uns alles ein Onkel geschenkt.“

Die kleinen Mädchen vergaßen Weihnachten bei Annis Windbeuteleien. Einige saßen förmlich überwältigt von soviel Glanz und Reichtum da und hingen an der Erzählerin Lippen, als predige diese ihnen das Heil des Lebens.

Aber Christine unterbrach sie. Ihre klaren Augen funkelten die kleine Phantastin fast verächtlich an: „Ach du, das glaube ich dir aber gar nicht. Ihr habt ja zerrissene Kleider und große Löcher in den Strümpfen gehabt, als ihr hier ankamt, und wir haben hier alle gute und saubere Kleider und keine zerrissenen Strümpfe. Die Hausmutter hat gesagt, wir sollten euch mal genau betrachten und sehen,

wie gut wir es doch hier haben im Vergleich zu euch armen Kindern. Ja.“

Anni schwieg einigermaßen betreten nach diesen Worten. Doch dann hob sie fest das spitze Näschen und schmetterte mit lauter Stimme auf Christine los: „Das sag' ich aber meiner Mama, wenn sie uns hier abholt — frag' doch unsere Gertha, ob unsere Mama nicht viel feiner ist als ihr hier. Du bist nur neidisch, weil du nie eine Mama gehabt hast.“ Triumphierend blickte sie um sich.

Mit einem Ruck stand Christine kerzengerade vor Anni. Aus dem schmalen, feingeschnittenen Gesichtchen schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein.

„Ich habe wohl eine Mutter gehabt, aber meine Mutter ist gestorben und ist nun viel tausendmal schöner und herrlicher als deine, denn sie ist im Himmel und ist ein Engel!“

Da erklang von Susi Peters Lippen ein ganz leises, halb unterdrücktes Richern. Christine sah sich erstaunt nach ihr um. Und als Susi diesen klaren, forschenden Blick auf sich ruhen fühlte, schlug sie die Augen nieder, wandte sich ab und schlich leise davon.

4. Kapitel.

Mit der ihm angeborenen Liebenswürdigkeit empfing Pfarrer Heim seinen Gast.

Die niedrige Arbeitsstube des Pfarrers mit den alten Mahagonimöbeln und den vielen gehäkelten Deckchen, die alten Familienbilder in ihren ovalen schwarzen Rahmen zu einem Kranz vereinigt über dem roten Plüschsofa, das Tafelklavier, der blankpolierte Schreibtisch mit dem schöngeschwungenen Aufsatz dahinter — das alles machte auf den stattlichen Fremden einen so wohlthuenden Eindruck, daß er des Pfarrers Hand herzlich ergriff und sie so kräftig schüttelte, daß der kleine Herr sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, so habe ich Sie mir doch immer vorgestellt, wenn ich da drüben Ihre Briefe las — so als strömte schon aus diesen ein Heimatgefühl zu mir hinüber, das ich dort ja überall vergebens suchte.“

„Es sollte mich aufrichtig freuen, Herr Stoewing, wenn meine Briefe dazu beigetragen hätten, die Liebe zur Heimat in Ihnen zu erhalten, und wenn Sie dies Heimatgefühl wieder mit über den Ozean gebracht hätten, um ihm hier dauernd festen Boden zu geben.“

„Heimat?“ Ein schmerzlicher Zug ging über das Gesicht Ernst Stoewings. „Ja, verehrter Herr Pfarrer, ich glaube fast, ich bin heimatlos geworden in den Jahren zäher, angestrengter Arbeit, die alles, was mit überflüssigen Gefühlen zusammenhing, erbarmungslos in sich aufgesogen hat. — So mag es Ihnen auch oft recht unverständlich erschienen sein, daß ich meine Bestimmungen über die Erziehung meiner Nichte mit den Jahren nicht weiter änderte, als daß sie vom neunten Jahre ab eine bessere Schulbildung erhielt.“ — Und mit einem schon im voraus nachsichtigen Lächeln in den blauen, gütigen Augen fragte er:

„Was ist Susanna für eine Schülerin?“

„Eja . . .“ meinte Pfarrer Heim mit bedauernder Miene.

„Oh — ich verstehe schon — sie ist keine Leuchte der Wissenschaft!“ unterbrach Stoewing lachend den wie hilflos dastehenden Pfarrer.

„Dafür liebt sie desto mehr die Musik,“ beeilte sich dieser in anerkennendem Tone zu versichern.

„Aha! — Also das richtige Haustöchterchen mit den verschiedenen kleinen Talentchen. Bin ja begierig, sie zu sehen. Doch zuvor erlauben Sie mir, Ihnen eine Erklärung für mein sonderbares Verhalten bezüglich meiner Nichte zu geben.“ — Der große, etwa fünfzigjährige Mann holte tief Atem und begann:

„Sie wissen, daß mich damals nur die äußerste Not dazu zwang, das Kind meiner einzigen Schwester dem Waisenhaus zu überlassen. Peters hatte das blinde Vertrauen, das ich ihm entgegenbrachte, derart mißbraucht, daß er mein und meiner Schwester bedeutendes Vermögen bis auf den letzten Pfennig seiner tollkühnen Spekulationswut zum Opfer brachte. Dann erschloß er sich, und die alte Firma Stoewing existierte von dem Tage ab nicht mehr. — Zehn Tage nach dem Tode meines Schwagers erlag auch meine arme Schwester den großen, seelischen Erschütterungen. Sie war von jeher kein sehr lebenskräftiger Mensch, und die Geburt des Kindes mit der kurz darauffolgenden Katastrophe war eben zuviel für die zarte Frau gewesen. — Für mich galt es nun, mit sechsunddreißig Jahren nochmals von vorne zu beginnen. Ich fuhr nach Kanada. Ein guter Freund hatte mir diesen Rat gegeben. Sechs Jahre kämpfte ich wie ein Ber-

zweifelter da drüben — dann ging auch mein Stern auf. Heute kennt jeder kleine Kommiss in Vancouver meinen Namen.“

Einen Augenblick schwieg er wie in Gedanken versunken. Dann fuhr er lebhaft fort: „Oft dachte ich an die kleine Nichte hier in Deutschland. Doch was konnte ich von dort mehr für sie tun, als sie guten Händen anvertrauen. Ich wollte auch nicht, daß das Kind eher etwas von mir erführe, als bis ich es ihr selbst sagen kann. Sie sollte auch in dem Glauben erzogen werden, daß sie ein armes Waisenkind ist, damit sie den Reichtum später nicht als etwas Selbstverständliches ansieht und der etwaige Verlust desselben sie fürs Leben untauglich macht. Ich hoffe, die Jahre im Waisenhaus werden sie fürs Leben gekräftigt haben. — Und nun habe ich meine Geschäfte drüben in die treubewährten Hände meines ältesten Prokuristen gelegt. Ich habe in Hamburg ein Haus gekauft und dort alles schon vorbereitet für ein Zusammenleben mit meiner Nichte. Sie wird dort alles nachholen können, was ihrer äußeren Erziehung noch nottun sollte.“

Dann erhob sich Stoewing, reichte Pfarrer Heim nochmals mit herzlichen Dankesworten die Hand und äußerte den Wunsch, nunmehr die jetzt dreizehnjährige Susi zu sehen.

„Aber“ — meinte er vergnügt — „ich will selbst sehen, ob ich sie unter den anderen herausfinde.“

Beide Herren gingen nun in den Garten, wo eben Susi mit all den gleichaltrigen Mädchen damit beschäftigt war, getrocknete Wäsche von der Leine zu nehmen und sie sachgemäß gefaltet in die bereitstehenden Körbe zu legen.

Sie waren lustig, die jungen Dinger, denn die Sonne schien, und im Zusammenarbeiten empfanden sie keinerlei Trübsal.

Ernst Stoewing stand, noch unbemerkt von den Mädchen, neben dem Pfarrer hinter einem Gebüsch und fragte eben leise: „Ist es die netteste von den Mädchen?“

Heim lachte und meinte: „Nun, das ist Geschmackssache; aber ich glaube wohl, daß sie es ist.“

Da deutete Stoewing mit einer kleinen Erregung auf eines der Mädchen: „Ist es die?“

„Nein, das ist Christine Berthold, ihre Freundin.“

Wie ein leises Bedauern ging es einen

Augenblick über Stoewings Züge. Dann faßte ihn der Schalk, und er rief plötzlich durch die hohle Hand: „Susi!“

Erstaunt und hastig drehte sich diese um. Wer hatte sie denn da gerufen? Sie sah suchend nach der Stelle, woher der Ruf gekommen war. Die Stimme war ihr doch ganz fremd.

Da erklang ein fröhliches Lachen aus dem Gebüsch, und im nächsten Augenblick stand vor der schlanken, anmutigen Susi ein fremder Herr und sagte: „Da hab' ich sie also doch gleich erkannt!“ — Sein Blick streifte noch einmal Christine Berthold. — „Liebe Susi, nun gib mir mal deine Patschhand und sieh in mir deinen alten Onkel, der sich sehr freut, seine große Nichte nun endlich kennen zu lernen.“

Scheu reichte das Kind ihm die Hand. Ihr Onkel — hatte er gesagt. Ja, so fein und vornehm sah doch keiner der Väter ihrer reichen Mitschülerinnen in der Stadt aus. Was wollte er wohl hier? Sie vielleicht — gar mitnehmen?“

Das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf, und sie folgte wie im Traume dem fremden Onkel, der sie vorsichtig, wie etwas Zerbrechliches, an der Hand gefaßt hatte. Sie hörte ihn von Hamburg sprechen, und daß er zum Abschied alle Mädchen zu Schokolade und Kuchen einladen wolle.

Im Garten blieben ihre Kameradinnen in großer Aufregung zurück.

Christine sah Susi über den Kiesweg gehen — immer weiter und weiter — und ihr wurde so weh zumute, als sei ihr ein großes Leid widerfahren. Dann hörte sie jemand sagen: „Na, in Hamburg wird uns Susi ja wohl bald vergessen haben!“ — Nach Hamburg würde Susi nun gehen?! Christine schwindelte fast der Kopf, als sie die Wahrheit erfaßte. Vor ihren Augen standen plötzlich Riesenschiffe — weit größer als das Waisenhaus — und sie sah sich selbst darauf in ferne Länder fahren, wo die Welt und die Menschen nur noch wie im Märchen waren. Und sie brachte reiche Schätze von dort wieder mit nach Hamburg, wo Susi Peters sie erwarten würde.

Mit weltvergessenen Augen sah sie auf die Freundin, die so nahe schon all dem Wunderbaren war. — Da fiel ihr ein, daß Susi nun

für immer sie verlasse, und namenloser Schreck überkam sie.

„Ist es wahr Susi, daß du nun für ganz von hier weggehst?“ fragte sie rasch und voller Angst.

Strahlend nickte ihr diese zu. „Ja, denk dir, mein Onkel ist reich und hat ein großes Haus in Hamburg, und darin soll ich auch mit ihm wohnen. Nachher fährt er mit mir in die Stadt, daß ich hübsche Kleider bekomme und was ich mir sonst noch wünsche, hat er gesagt. Morgen fahren wir schon nach Hamburg.“

„Und kommst dann nie mehr zurück, Susi?“

Lachend schüttelte diese den blonden Zopf, daß die Ringellöckchen ihr in die hellen Augen fielen. „Aber es ist doch so viel schöner dort, und Onkel Ernst ist doch so gut zu mir. — Weißt du was, Christel, du besuchst mich mal in Hamburg. Ich werde dir einen Brief schreiben, wie alles dort ist, ehe du kommst. Ja?“

„Nach Hamburg soll ich mal kommen?“ stammelte das vor Glück ganz blaß gewordene Kind. — „Aber ich habe ja gar kein Geld dazu!“ kam es gleich traurig hinterher.

„Daß nur, das ist dann meine Sache,“ sagte mit großartiger Gebärde Susi.

— — — — —

Am anderen Mittag kam Christine atemlos in die Halle gelaufen und fragte die dort anwesende Schwester Paula: „Wo ist Susi, und wann fährt sie weg?“

„Susi? — die ist doch schon vor einer Stunde mit ihrem Onkel abgereist.“

„Susi — ist — fort? Ganz fort?“ kam es über Christinens erblaßte Lippen. Wie erstarrt stand sie vor Schwester Paula, die nun doch ein Gefühl des Mitleids spürte, als sie den unsäglichen Schmerz des Kindes sah.

„Es war wohl keine Zeit mehr, Christine,“ entgegnete sie daher in mildem Tone.

Da stöhnte das junge Geschöpf in fassungslosem Weh auf, und ohne noch einen Blick auf die Schwester zu werfen, verließ sie die Halle und lief in den Garten hinein. Der erste, große Schmerz ihres Lebens stürmte auf sie ein, daß sie wie ein vom Winde gebrochener junger Baum unter leisem Wimmern zusammenstürzte. (Fortsetzung folgt.)